



Intro/Impressum	5
Lichtblick I	6
Ein Schiff ... will weg	8
Auf der Suche nach dem verlorenen Paradies	10
Altersweisheit	12
Eine Stadt liest ...	14
Erst Managerin, dann Schriftstellerin	16
Sängerkrieg	20
Kissinger Verlockungen	22
Erregende Höllenfahrt	24
Die Augenlider des Mönchs	26
Lichtblick II	28
Which architecture is changing the world?	32
Häuser und anderes	35
Shortcuts	38

Anzeige

MAX PECHSTEIN

Utopie und Wirklichkeit

AUF REISEN

1. JUNI BIS
1. SEPTEMBER 2013
MUSEUM IM KULTURSPICHER
WÜRZBURG



Frauen am Walstrand, 1911. Öl auf Leinwand, Kunstmuseum Gelsenkirchen, © 2013 Propädeutik Verlag, Tübingen

Anzeige

TEE

Historie | Kultur | Genuss

Weg



Museum im Kulturspeicher
Würzburg
Oskar-Laredo-Platz 1
97080 Würzburg
www.kulturspeicher.de
Öffnungszeiten
Di. 13-18 Uhr
Mi., Fr., Sa., So., 11-18 Uhr
Do., 11-19 Uhr
Mo. geschlossen

ausgezeichnet mit dem
**Bayerischen
Museumspreis**

Museum im
Kulturspeicher
WÜRZBURG

STADT
WÜRZBURG

DB BAHN
Mainfrankenbahn
BAYERN

FREIENDESKREIS
KULTURSPICHER
WÜRZBURG E.V.

30. Juni - 3. November 2013

Knauf-Museum Iphofen

Am Marktplatz, 97343 Iphofen

Öffnungszeiten: Dienstag bis Samstag 10 bis 17 Uhr, Sonntag 11 bis 17 Uhr, Tel. 09323/31-528 oder Tel. 09323/31-0, Fax 09323/5022

www.knauf-museum.de



Intro

Beiseite gesprochen: Es wäre uns schon zuzutrauen, daß unsere Intros witzig sein wollten und Sie als Leser es nur nicht begriffen. So ist es aber nicht; wir meinen es immer ernst. Überhaupt ist uns in der Öffentlichkeit eigentlich nie nach Lachen. Wir regen uns lieber auf. Und man kann sich über alles aufregen. Sei es der Wahlkampf einer oppositionellen Phrasengenossenschaft, sei es das im gesamten Lebensmittelhandel feilgebotene Fertig-Pesto Genovese, in dem gar keine Pinienkerne, sondern nur Cashews sind und man das nicht einmal merkt, sei es, daß uns plötzlich überall in der Stadt die Werbung der Firma Schwarzkopf für ihr vermutlich längst aus dem Handel genommenes „Drei-Wetter-Taft“ begegnet – man nennt dieses fälschliche Erkennen von Mustern in der Unordnung „Pareidolie“ und das kann einem aber auch wirklich zusetzen. Kurzum: Nein ... das müssen wir noch erläutern. Das Problem ist nämlich, je mehr wir erfahren und uns darüber aufregen, desto geringer wird die Wahrscheinlichkeit, noch jemanden zu finden, der sich zufällig über das gleiche oder dasselbe aufregt. In diesem Mißverhältnis erstickt jede wohlmeinende politische Aktion. Das muß man sich auf der Zunge zergehen lassen: Je weniger wir uns über irgendetwas aufregen, je mehr wir also mit allem zufrieden sind, desto fähiger wären wir zu solidarischem, also gemeinsamen und letztlich revolutionären Handeln. Das war's dann also!

Die Redaktion

nummersechsendachtzig

herausgegeben vom **Kurve e.V.** –
Verein zur Förderung von Kultur in
Würzburg

Druckauflage: 1500 Exemplare
Herstellung: Beckdruck GmbH, Würzburg

Kontakt nummer

c/o Malerfürstentum Neu-Wredanien
Innere Aumühlstraße 15-17 · 97076 Würzburg
Tel.: 09 31 - 413937 · mail@nummer-zk.de

Redaktion und Mitarbeiter

Angelika Summa [sum] – V. i. S. d. P.
Wolf-Dietrich Weissbach [wdw],
Achim Schollenberger [as], Frank Kupke
[kup], Renate Freyeisen [frey], Ulrich Karl
Pfannschmidt, Falk von Traubenberg,
Bobby Langer, Erhard Driesel, Josef Röhl.

Für die Inhalte der
Artikel sind die AutorInnen selbst verantwortlich.

Umschlaggestaltung
nach einem Konzept von Akimo
Umschlagfarbe
HKS 84

Layout
Wolf-Dietrich Weissbach

Anzeigenpreisliste 2.2010

Künstlerportfolio:
€ 100 Ganze Seite 180 x 240 (186 x 246)
Short Cuts:
€ 80 Viertelseite 77,5 x 100
€ 100 Halbe hoch 77,5 x 205
€ 100 Halbe quer 160 x 100
€ 200 Ganze Seite 186 x 246
€ 250 Anschnitt/U4 186 x 246
alle Maße: Breite x Höhe in mm
alle Preise zuzügl. gesetzl. MwSt.

Umschlagfarbe (Sponsoring):
€ 100 HKS-Farbskala
€ 125 Pantone-Farbskala
alle Preise zuzügl. gesetzl. MwSt.

€ 42	Mitgliedschaft im Förderverein Kurve e.V.	10 x 1 Heft
€ 30	Jahresabonnement	10 x 1 Heft
€ 30	Geschenkabonnement	10 x 1 Heft
€ 60	Förderabonnement	10 x 2 Hefte

alle Preise inkl. gesetzl. MwSt.

Die Mitgliedschaft ist jederzeit kündbar.
Das Abonnement verlängert sich um weitere 12 Monate,
wenn es nicht 4 Wochen vor Ablauf gekündigt wird.
Das Geschenkabonnement verlängert sich nicht.

Mit freundlicher Unterstützung



Lichtblick I

Gelegentlich möchte man einfach darüber nachdenken, ob Behörden, Kommunen, Ämtern nicht jegliche Berechtigung für den Umgang mit Kunst entzogen werden sollte. Zweifellos wären sie mit der Organisation von Wein- und Bierfesten und der Beseitigung von Kolateralschäden in Form von Emissionen jeglicher Art voll ausgelastet und könnten dann nicht solchen Unfug anrichten wie beispielsweise in Kassel (Bild). Hier hat es sich die Uni-Verwaltung in der documenta-Stadt nicht nehmen lassen, dem ca. 100 Tonnen schweren „Tor des Irdischen Friedens“ des Bildhauers Eberhard Fiebig mittels Fahrradständern und Mülltonnen auch eine praktische Seite abzugewinnen. Kurzzeitig war noch geplant, ein Verkehrsschild mit der Angabe der Durchfahrtshöhe an dem Tor anzubringen. Das zumindest konnte der Künstler verhindern. ¶

wdw / Foto: Weissbach





Ein Schiff wird ... äh: will weg!

Herausforderungen für die „Arte Noah“ und den Kunstverein Würzburg – Der neue 1. Vorsitzende Bernd Schmidtchen zu seinen Plänen

Text und Foto: Frank Kupke

Unsere Ausstellungen auf der Arte Noah bleiben auch weiterhin das Herzstück der Tätigkeit des Kunstvereins Würzburg“, sagt Bernd Schmidtchen, der seit Ende Juni neuer 1. Vorsitzender des Kunstvereins Würzburg ist. „Die weiteren wichtigen Baustellen ergeben sich für den Verein sozusagen von selbst durch die aktuelle Situation“, so der 66jährige weiter.

Das betrifft nach seinen Worten vor allem die Situation rund um die „Arte Noah“, das Kunstschiiff, das dem Kunstverein als Galerie- und Veranstaltungsort dient. Die „Arte Noah“ befindet sich seit Mitte 2007 an ihrem derzeitigen Liegeplatz im Alten Hafen hinter dem Würzburger Kulturspeicher. Zuvor hatte das Schiff seit 1995 seinen Liegeplatz zwischen Löwenbrücke und Alter Mainbrücke am Mainkai. Nachdem nun vor einem Monat bekannt wurde, daß unweit des jetzigen Standortes der „Arte Noah“ die Kaimauer hinter dem Kulturspeicher marode und einsturzgefährdet ist und saniert werden muß, ist das Areal von Hafenbecken, Kaimauer und Treppen hinter dem Kulturspeicher voraussichtlich bis mindestens zum Jahr 2015 für die Öffentlichkeit gesperrt; die seit dem Jahr 2007 an diesem Ort stattfindende Veranstaltungsreihe

„Hafensommer Würzburg“ wurde auf die Mainwiesen verlegt. Mißlich ist diese neue Situation zum einen für das Museumscafé „Lumen“ – das nun nicht mehr durch den Außeneingang vom Kai aus, sondern nur noch durch den Kulturspeicher und zwar nur noch während der Museumsöffnungszeiten betreten werden kann. Mißlich ist das zum ändern insbesondere auch für die „Arte Noah“. Zum Kunstschiiff kann man derzeit nämlich nur eingeschränkt vom Alten Hafen aus oder über den Weg von der Friedensbrücke gelangen. Wer sich nicht auskennt, sieht zwischen Zollamtsgebäude und Kulturspeicher bloß die Absperrungen und kann nur schwer erkennen, daß dort ein Weg entlang der Absperrungen zur „Arte Noah“ führt. Das Kunstschiiff, das ohnehin an seinem jetzigen Standort ziemlich ab vom Schuß

liegt, ist damit noch abgelegener für potentielle Besucher. Deshalb würde der Kunstverein gerne mit der „Arte Noah“ zumindest für die Dauer der wegen der einsturzgefährdeten Hafenummauer notwendigen Sperrung des Alten Hafens wieder an ihren früheren Standort zwischen Löwenbrücke und Alter Mainbrücke vor Anker gehen. Die Verhandlungen laufen. Ein positives Ergebnis wäre hier aus Sicht des Kunstvereinsvorsitzenden wünschenswert: „Wir könnten jederzeit sofort mit der ‚Arte Noah‘ ablegen und uns zum neuen Standort aufmachen.“ Daß die „Arte Noah“ die Fotoausstellung zum Thema „Hafensommer“ – die Ausstellung läuft vom 17. Juli bis 15. August – am Liegeplatz im Alten Hafen eröffnen muß, obwohl der „Hafensommer“ selbst nun auf die Mainwiesen verlegt werden mußte, ist für den Kunstverein eine recht ungute Situation. Schmidtchen hofft auf eine baldige Lösung der Liegeplatzfrage.

Die andere Baustelle, mit der es der Kunstvereinsvorsitzende zu tun hat, betrifft die „Arte Noah“ selbst. Das Schiff – das einst „Iris“ hieß und ursprünglich ein Getreide- und Kohletransportkahn aus dem Jahr 1930 war – muß nämlich alle sieben Jahre seine Betriebszulassung erneuern. Und dies steht im November an. Um die Betriebszulassung wiederzubekommen, müssen Maßnahmen am Schiff durchgeführt werden, deren voraussichtliche Kosten sich im fünfstelligen Bereich bewegen. Über eine solche Summe verfügt der Kunstverein zur Zeit nicht. Deshalb arbeitet die Vorstandschaft daran, Mittel und Wege zu finden, die notwendigen Gelder zusammenzubekommen.

Die dritte aktuelle Baustelle, mit der sich Schmidtchen beschäftigt, betrifft die Werbung von neuen Mitgliedern. Der Kunstverein Würzburg hat derzeit rund 230 Mitglieder. In den vergangenen Jahren war die Tendenz bei den Mitgliederzahlen stets abnehmend. Jetzt ist eine gewisse Stabilisierung eingetreten. Aber der Vorsitzende kann damit natürlich nicht zufrieden sein. Schmidtchen macht keinen Hehl daraus, daß er bei seiner Tätigkeit im Kunstverein vor allem „das Organisatorische“ im Fokus hat. Aber er betont: „Die Kunst hat mich ein Leben lang begleitet.“ Er selbst ist – wie schon seine Amtsvorgängerin und jetzige Kunstvereinschatzmeisterin Cornelia Heesen – selbst kein bildender Künstler. Schmidtchen hält das für nicht schlecht. Denn schließlich könne man dann bei manchen Vereins-Themen die Emotionalität aus der Diskussion heraus nehmen, so der gebürtige Dresdner weiter, der Ende der 50er Jahre in den Westen kam, von Haus aus Chemieingenieur und

BWLER ist, der 25 Jahre für einen großen deutschen Technologiekonzern im kaufmännischen Bereich arbeitete – davon zehn Jahre in den USA. Daß er kunstbegeistert ist, zeigen allein schon die exquisiten Arbeiten regionaler und überregionaler Künstler in seiner Wohnung. Die Leidenschaft für die Kunst hat er mit seiner vor gut einem Jahr verstorbenen Frau – einer Kunsthistorikerin – geteilt. Schmidtchen, der auch 1. Vorsitzender des Förderkreises Schloß Zeilitzheim ist, will die Herausforderungen, vor denen der Kunstverein Würzburg steht, mit Elan und Vernunft in Angriff nehmen. Hierbei wird der Verein bei seinen Ausstellungen weiterhin sein gewohntes Profil behalten, durch das er sich vom Berufsverband Bildender Künstler (BBK) einerseits und von der Vereinigung Kunstschaffender Unterfrankens (VKU) andererseits unterscheidet: „Wir zeigen Künstler in Würzburg, die nicht in Würzburg leben und arbeiten.“ Nur gelegentlich werde hiervon eine Ausnahme gemacht. Auch für das Jahr 2014 seien wieder vier Ausstellungen geplant. Außerdem soll auch in Zukunft das Begleitprogramm fortgesetzt werden, wozu zum Beispiel Kinderworkshops zu den Ausstellungen gehören. Um den Kontakt zur Würzburger Bevölkerung zu verstärken, läuft derzeit bereits in Zusammenarbeit mit der Tagespresse die Aktion „Hier! – Kunst aus Würzburger Privatsammlungen“, von deren Einsendungen heuer vom 6. Oktober bis 6. November auf der „Arte Noah“ unter Schirmherrschaft des städtischen Kulturreferenten Mughtar Al Ghusain eine Auswahl ausgestellt wird.

Zuvor präsentiert vom 25. August bis 25. September 2013 die Münchner Bildhauerin Nele Ströbel unter dem Titel „Chittagong Blues“ auf der „Arte Noah“ ihre neue Werke, die sich mit den menschenunwürdigen Arbeitsbedingungen und den Umweltzerstörungen beim Abwracken großer Schiffe in Bangladesch auseinandersetzen. Mit dieser Ausstellung geht es für das Kunstschiiff auf große Fahrt nach Schweinfurt, wo die „Arte Noah“ vom 16. bis 20. September vor Anker geht, um sich an der bayerischen Landesausstellung „Main und Meer“ zu beteiligen. Der Kunstverein Würzburg hat also heuer noch jede Menge Programm mit der „Arte Noah“ vor. Und gerade mit Blick auf die für dieses Jahr noch anstehenden Ausstellungen auf dem Kunstschiiff wäre es aus Sicht des Kunstvereinsvorsitzenden gut, wenn es bald zu einer Lösung in der Frage gebe, ob die „Arte Noah“ zumindest für die Sperrungszeit des Alten Hafens wieder am Mainkai zwischen Löwenbrücke und Alter Mainbrücke vor Anker gehen könnte. ¶

Auf der Suche nach dem verlorenen Paradies

Max Pechstein auf Reisen

Von Renate Frey Eisen / Fotos: Kulturspeicher

Die Sehnsucht nach einfachem Leben, nach Ursprünglichkeit und Naturnähe, die Flucht aus Zivilisationszwängen bestimmte die Kunst der Expressionisten. Deshalb begaben sie sich hinaus ins Freie, malten und zeichneten z. B. an den Moritzburger Seen bei Dresden Nackte, Badende, auch Kinder, teils aus finanziellen Erwägungen, weil diese billiger waren als erwachsene Modelle oder gar nichts kosteten, weil sie enge Verwandte waren, teils auch aus der Überzeugung heraus, daß den Künstlern in den Heranwachsenden noch das Unverfälschte begegnete. Aus demselben Grund besuchten sie auch Ausstellungen mit „primitiver“ Kunst, etwa aus Afrika. Diese Utopie der Einheit von Natur und Kunst suchte Max Pechstein (1881-1955), der „Nomade unter den Brückekünstlern“, vor allem auf Reisen in touristisch noch nicht erschlossene Gegenden; ständig war er unterwegs, malte oder skizzierte. Inspiriert von der dort weitgehend noch unberührten Natur erträumte er sich in seinem Schaffen die Einheit von Kunst und Leben. Die Großstadt oder Sehenswürdigkeiten interessierten ihn nicht. Zwar besuchte er als Stipendiat Rom oder Paris, brachte von dort aber eher unspektakuläre Tuschzeichnungen mit. In sein Atelier in Berlin kam er selten. Es zog ihn meist hinaus an die Ostsee, dorthin, wo sie noch nicht überlaufen war, auch nach Italien oder Südfrankreich. Einen Höhepunkt in seinem Leben stellte der kurze Aufenthalt auf der Südseeinsel Palau dar, wo er das noch unverfälschte Paradies gefunden zu haben glaubte, wo die Menschen seiner Meinung nach noch in Harmonie

miteinander und mit der Natur lebten. Leider war dies auch nur ein Traum, denn als er dort war, sozusagen auf den Spuren Paul Gauguins, war das Paradies schon verloren. Eigentlich ist es verwunderlich, daß die enge Verknüpfung von Reisen und künstlerischer Arbeit bei Pechstein noch nie thematisiert wurde. Diesem wichtigen Aspekt widmet sich nun die Ausstellung „Pechstein auf Reisen – Utopie und Wirklichkeit“ im Würzburger Kulturspeicher, die vorher in Stade und Zwickau zu Gast war. Nach den jeweiligen Aufenthalten gehängt, kann der Besucher anhand vieler noch nie öffentlich gezeigter Werke Entwicklung und Schaffen des Künstlers begleiten. Lockere Skizzen, Aquarelle, kantige Holzschnitte, illustrierte Reisetagebücher, bemalte Postkarten und farbgesättigte Ölbilder führen den Betrachter durch die einzelnen Stationen, von den Moritzburger Seen, wo er sich mit seinen Brücke-Kollegen zum Malen traf, von Nidden am Kurischen Haff, über Leba in Pommern, wo er in Abgeschiedenheit über Jahre hinweg unermüdlich arbeitete, über Monterosso al Mare in Ligurien bis zu den Pyrenäen oder in die Schweiz an den Genfer See, wohin er eingeladen war. Der eigentlich länger geplante Aufenthalt auf Palau, vorfinanziert durch seinen Galeristen, fand durch



Badende, Palau 1914, Feder und Aquarell, Privatbesitz

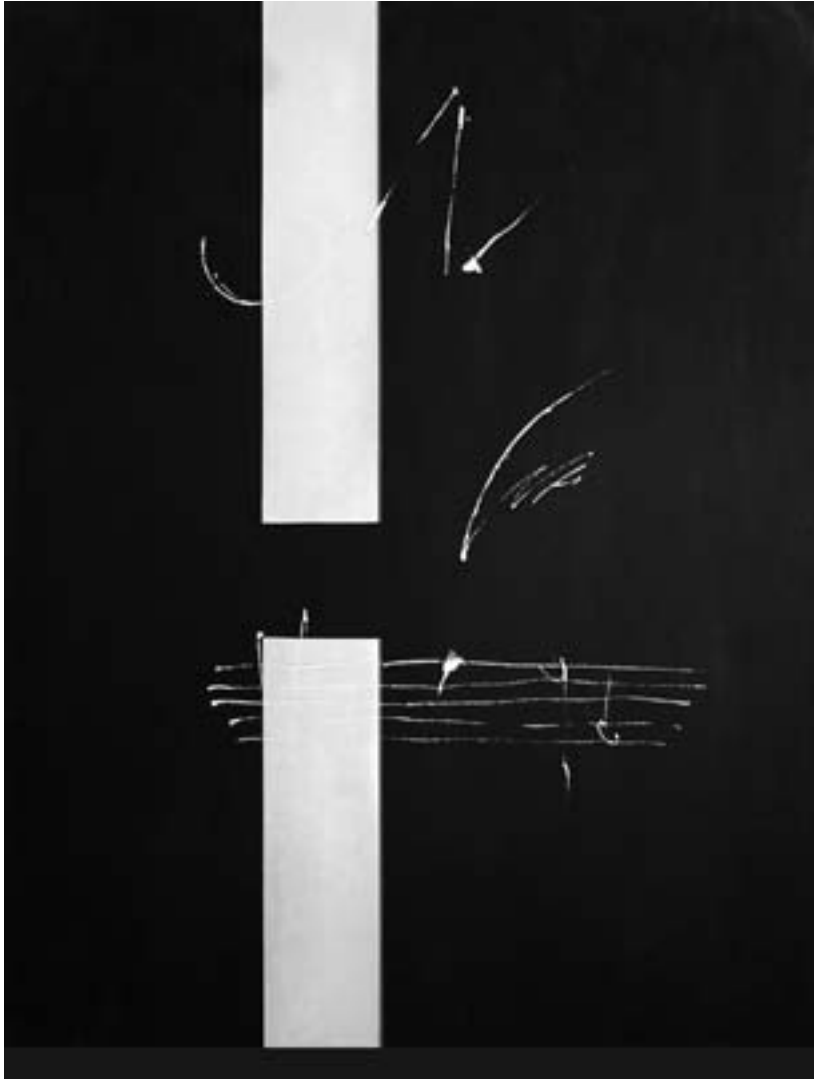


Zwei Mädchen in der Hängematte II, Moritzburg 1910, Aquarell

den Ausbruch des Ersten Weltkriegs ein abruptes Ende; nach nur zwei Monaten in der Südsee geriet er in japanische Gefangenschaft, mußte die Insel verlassen und konnte nur Skizzen und verklärende Erinnerungen mitnehmen; viel später, in den 20er Jahren, entstanden die Ölbilder davon im Atelier, mit denen er den Kredit seines Galeristen zurückzahlen mußte; auch noch in den 50er Jahren griff er gerne auf diesen Traum seines Südsee-Paradieses zurück. Die Orte an der Ostsee aber suchte er immer wieder auf, brachte von dort eine Unzahl Werke mit. Denn seine „Gegenstände“ blieben sich gleich: das Meer, stille Buchten und Häfen, die Boote, Badende, die Fischer und Bauern, ihre Häuser, menschenleere, kleine Ansiedlungen, die unberührte Landschaft, die Kiefernwälder, der Strand. In dieser noch wenig besuchten Gegend konnte er, unbehelligt von damaligen „Sittenwächtern“, die Natur quasi „aufladen“ durch nackte Körper in Bewegung. Vor allem seine erste Frau Lotte diente ihm dafür als Akt-Modell; sie erscheint oft mehrfach auf einem Bild in verschiedener Pose oder Perspektive, denn für weitere Modelle fehlte ihm schlicht und einfach das Geld. Lotte wirkt in ihrer sinnlich weiblichen Ausstrahlung mit ihren runden Formen recht exotisch; ihre Darstellungen zeigen in manchem

die Kenntnis Gauguins. Später, als er sozusagen auf der Flucht vor dem Tourismus, Leba in Pommern besuchte, teilweise auch im Fischerdorf Rowe sehr abgeschieden lebte und ab 1921 mit Marta, seiner zweiten Frau, verheiratet war, näherte er sich bei der Menschendarstellung und in seinen Bildgegenständen mehr dem realen Leben an. Dennoch wählte er, wie etwa auf den seltenen Gebirgsbildern zu verfolgen ist, eher ungewöhnliche, einsame Orte und Blickwinkel sowie eine mystifizierende Farbigkeit. Bei den kantig stilisierten Köpfen der Fischer auf den Holzschnitten aber spürt man die Nähe zur afrikanischen Kunst. Waren anfangs die Konturen noch sehr stark betont, schien vieles scharfkantig oder etwas düster, so ging er später mehr in die Fläche, wurde heller. Bei den Ölbildern fällt die dichte, dunkle, oft von innen her leuchtende Kolorierung auf; in stark reduzierten Formen und Flächen entsteht so eine atmosphärische Vorstellung von Orten, in denen Pechstein den Traum, die Utopie einer unverfälschten Einheit von Mensch und Natur, eines harmonischen Gemeinschaftslebens, verwirklicht sah. Im Grund aber war dies Flucht aus dem zivilisatorischen Alltag, romantische Verklärung, Inszenierung einer Realität. ¶

Bis 1.9



Wolfgang Kuhfuß: „Partitur 107“

Altersweisheit

Wiltrud und Wolfgang Kuhfuß in der
BBK-Galerie

Von Angelika Summa / Fotos: Frank Kupke

John Cage ist schwarz. Mozart wäre farbig. Wollte man seine Musikkünstlerisch umsetzen, hätte man die ganze Farbpalette zur Verfügung. Aber bei John Cage gibt es keine vergleichbare Emotionalität. Seine Musik ist intellektuell, existentialistisch, asketisch. Deshalb ist Schwarz passend. Oder Weiß. Oder die Mischung aus beiden: Grau.

In ihrer Einführungsrede zur Ausstellung „Gegenpositionen“ von Wiltrud und Wolfgang Kuhfuß in der BBK-Galerie im Kulturspeicher bestätigt die Kunsthistorikerin Dr. Astrid Hedrich-Scherpf die Musik von John Cage als Inspirationsquelle für die Gemälde von Wolfgang Kuhfuß. In seinen „Partituren“ von 2013 (Pigment auf Leinwand) setzt Kuhfuß mittels nachdenkendem, strategischen Verfahren den Farb-Ton, um seinen Gegenstand – den Bildraum – zum Klingen zu bringen. Tiefes, samtiges Schwarz ist die Stille, die eine graue Tonspur durchzieht – sehr breit und sehr langsam. Ein feine, braune Begrenzung gibt optischen Halt. Zufälle – bei Cage ein Prinzip – läßt Kuhfuß nicht zu. Aber über die Farb-Komposition legt er spontane Gesten. Diese Notizen

begleiten die Komposition aber auch nicht willkürlich, sondern sie wirken bewusst gesetzt, sind als Begleiterscheinungen keine Störungen oder Dissonanzen. Sie mildern das strenge Schwarz-Grau, das den Bildraum so kraftvoll beherrscht. Auf die Bilder ihres Mannes und Künstlerkollegen antwortet Wiltrud Kuhfuß auf ihre Art. An den genau gegenüberliegenden Wänden zeigt sie ihre mit „Urwuchs“ betitelte Reihe von 2013 (Öl, Collage, Leinwand). Die Künstlerin reflektiert Veränderungen in der Natur anhand biomorpher Formen. Man kann sie als Zellen, Hautfetzen, Knochen oder knorrige Wurzeln sehen. Der weiße Hintergrund überhöht, ja beseelt die Spuren und Reste von Lebendigem. Durch den Glanz, der sich über die Schichtungen legt, gewichtet sich je nach Lichteinfall die Struktur

neu. Zur Position und Gegenposition gesellt sich in dieser angenehm unaufgeregten Ausstellung über Zeitdauer und Vergänglichkeit die Synthese: die „Ausgrabung“ von 2012. Das ist ein sechstelliges object trouvé aus realen Wurzeln, die auf erdige Leinwandflächen gebettet sind. Dergestalt werden sie hier auf dem Galerieboden wie auf einen

Altar gelegt und als Symbole für das Ende alles Organischen inszeniert: Es ist nicht viel, was am Ende des Lebens bleibt. Aber es wirkt tröstlich. In den vier ausgelegten großen Werkbüchern, in denen in Zeichnungen und Collagen die großen Themen vorbereitet wurden, darf geblättert werden. ¶



Wiltrud Kuhfuß „UR WUCHS VIII“

Eine Stadt liest ...

Text/Foto: Achim Schollenberger



Eine ganze Stadt und deren Bürger im Banne eines Buches? Leonhard Franks Werk „Die Jünger Jesu“, welches 1949 erstmals erschienen ist, soll dies gelingen. Es ist gewissermaßen das Herzstück eines kulturellen Mammutprojektes der Leonhard-Frank-Gesellschaft, des Aktionsbündnisses „Lass den Klick in deiner Stadt“ der unabhängigen Buchhandlungen in Würzburg und der Stadtbücherei. An die 100 Veranstaltungen sollen 2014 unter dem Titel „Eine Stadt liest ein Buch“

stattfinden. Zur Einstimmung und Vorbereitung wurde nun stolz die Neuauflage des Buches präsentiert, welches einst nach Erscheinen von vielen Würzburger Bürgern gar nicht wohlwollend aufgenommen worden war, schließlich thematisierte der als Nestbeschmutzer beschimpfte Autor darin die lasche Aufarbeitung von Naziverbrechen in der Stadt und auch die Morde an jüdischen Mitbürgern.

Leonhard Frank: „Die Jünger Jesu“
Verlag Königshausen & Neumann Verlag Preis 8,-

Die Initiatoren der Aktion v.l.n.r.: Ulrike Schäfer (Autorenkreis Würzburg), Elisabeth Stein-Salomon (Buchhandlung Knodt), Werner Beyer (Buchhandlung Neuer Weg), Daniel Osthoff (Leonhard Frank-Gesellschaft), Ulla Rottmann (Buchhandlung 13 1/2), Michael Henke (Leonhard Frank-Gesellschaft), Monika Bruckner (Buchhandlung 13 1/2), Dr. Thomas Neumann (Verlag Königshausen & Neumann, Würzburg).



Erst Managerin, dann Schriftstellerin

Den scheinbaren Widerspruch von Wirtschaft und Kunst überbrückt die biographische Perspektive

Text / Fotos: Bobby Langer

Mit Papier hatte Claudia Beinert stets zu tun. Jetzt beschreibt die gelernte Diplomkauffrau das Papier, auf dem sie einst rechnete. Sie ist Schriftstellerin geworden – aus eigenem Entschluß und Vermögen.

Wir treffen uns im „Köhlers“ an der Alten Mainbrücke, mittags um 13 Uhr. Claudia kommt in klassischem Blau-Weiß und bestellt ein Glas kühlen Silvaner, bevor sie mit einer selbstverständlichen Souveränität zu erzählen beginnt. Manchmal wägt sie ihre Worte sorgfältig ab, manchmal sprudeln sie spontan aus ihr heraus. Immer wieder muß ich darauf achten, daß ich sie interviewe und nicht sie mich, um mich vielleicht in ihren nächsten Roman einzubauen.

Die Herrin der Kathedrale

„Claudia Beinert ist mein Künstlername – und mein Klarname“, bemerkt sie mit einem Unterton, der ein bißchen stolz, ein bißchen süffisant und ein bißchen erheitert klingt. Beibehalten hat die junge Frau auch ihren klaren Kopf. Ohne den, das ist mir nach wenigen Sätzen klar, wäre sie nicht geworden, wie sie heute vor mir sitzt – Autorin des Romans „Die Herrin der Kathedrale“, verlegt im Knauer Taschenbuch-Verlag, und gemeinsam geschrieben mit ihrer zehn Minuten jüngeren Zwillingsschwester Nadja. „Im Herbst 2014 erscheint unser zweiter Roman“, sagt sie zuversichtlich. Claudia Beinert stammt aus der Mittelschicht, die es aber in ihrer Erinnerung nicht wirklich gab. Geboren und aufgewachsen in Sachsen-Anhalt verbrachte sie ihre Kindheit und Jugend zusammen mit ihren zwei Geschwistern in einer Drei-Zimmer-Neubauwohnung. „Unser Kinderzimmer war das Eßzimmer“, erzählt sie und lächelt bei der Erinnerung. „Uns ging es immer gut. Von der Politik, von SED und Stasi bekamen wir

Kinder nichts mit. Mein Vater war Ingenieur, ein Arbeiter wie alle anderen. Hierarchien wie hier im Westen nahm ich als Zehnjährige nicht wahr. Es gab egalitäre Ideale.“ Da machte auch die Mutter keine Ausnahme, die als MTA in einer Polyklinik arbeitete.

Wendepunkte

„Als Kind wollte ich immer im Mittelpunkt sein, habe eine große Klappe gehabt. Ich wollte anderen sagen, wo's lang geht und nicht andere mir. Es drängte mich, Chef zu sein.“ Heute sei sie ein anderer Mensch als damals, lächelt sie. Als Chefin habe ich sie auch nicht kennengelernt. Heute stehe sie gerne am Rande und beobachte eher. 1978 geboren, erlebte sie die Wende vor allem als Zeit des Umbruchs, der Chance, bisher verbotene Länder zu sehen, überhaupt neuer Möglichkeiten, „eine Aufbruchsstimmung. Und alle waren so nett zu uns“.

Einige Jahre nach dem Mauerfall fanden gleich zwei Wendungen in ihrem Leben statt: die eine zunächst unbemerkt, aber mit einer durchgängigen Linie bis heute. „In der elften Klasse las ich Noah Gordons ‚Der Medikus‘ – mein erster historischer Roman, und seit jener Zeit bin ich diesem Genre verfallen.“ Der zweite Wendepunkt war der Tod ihres Vaters, als sie 17 war: „Plötzlich war der Lenker weg. Wir hatten das Gefühl, mehr zusammenhalten und Mutti unterstützen zu müssen.“

Leben ist mehr als Wochenende

Und wie wurde aus der Abiturientin die Diplom-Kauffrau? Das sei größtenteils ihrem Unabhängigkeitsdrang und wohl auch etwas medial geprägt, sinniert sie. Auch heute noch zweifelt sie nicht an der Wahl ihres Studiums, eine fachliche

Claudia Beinert



Alternative gab es für sie nicht. Und da war „der Wunsch, immer zu lernen. Also habe ich zusammen mit meiner Schwester BWL in Magdeburg studiert. Das war eine sehr bewußte Entscheidung. Ich wollte ein eigenes Unternehmen gründen oder einen Führungsposten innehaben, auf jeden Fall Karriere machen. Der Weg nach oben war ideal, um ständig dazu lernen zu können und zu müssen. Da würde es nie langweilig werden. Stets gibt es einen nächsten Schritt und eine nächste Herausforderung.“ In Magdeburg bekam sie ihren ersten Job in der freien Wirtschaft, dann einen zweiten in Berlin. Weil sie das

nicht ausfüllte, machte sie nebenbei ihren Doktor. Schließlich landete sie als Bankenberaterin bei Ernst & Young, einer der drei größten Wirtschaftsprüfungsgesellschaften weltweit. Sie reiste viel, kam in der ganzen Republik herum, lebte in guten Hotels und aus dem Koffer. Manchmal, wenn sie am Morgen aufwachte, benötigte sie einen Moment, die Stadt und das Hotel auszumachen, in dem sie sich gerade befand. Gleichzeitig begann sie, unter der sozialen Verarmung ihres Lebens zu leiden. „Du verlierst den Kontakt zu deinen Freunden, Leben findet nur noch am Wochenende statt.“

Zweifel und Neuausrichtung

Weil sie das Hamsterrad aus der Distanz betrachten wollte, leistete sie sich ein neunmonatiges Sabbatical. Der Managerjob hatte seinen Reiz verloren. „Mir war langweilig, und Zweifel begannen sich zu regen, ob es das ist, worauf ich stets zugearbeitet hatte und ob ich mir diese Arbeit für die kommenden zehn Jahre noch vorstellen wollte. Im Laufe der Jahre hatte sich auch so viel Leidenschaft für das geschriebene Wort entwickelt.“ Noch immer las sie historische Romane, interessierte sich jetzt auch aktiv für Geschichte und wollte in ihrer Auszeit mit dem Schreiben experimentieren. „Ich wollte sehen, ob das was für mich ist.“ In dieser Zeit war ihre

Zwillingsschwester schon mit von der Partie, so daß sie sich gegenseitig motivieren konnten. „Nach diesem Dreivierteljahr war mir klar: Das möchte ich weiter machen.“

Als sie zu Ernst & Young zurückging, übernahm sie nur noch eine halbe Stelle. Die andere Hälfte ihres Berufslebens füllte sie mit einer Wirtschaftsprüfung an der Fachhochschule Osnabrück. Die nächste Herausforderung – neben dem Schreiben an den Abenden, manchmal im Urlaub oder an den Wochenenden. Aus Dr. Claudia Beinert war Prof. Dr. Claudia Beinert geworden. Drei Semester hielt sie das

durch, fühlte sich aber sozial genauso ausgepowert wie zuvor. Wieder dieses dauernde Reisen, die Hotels, die Wochenendbeziehungen: „Ich hatte mein Sozialleben weitgehend aufgegeben.“

Nicht aufgegeben hatte sie ihr Ziel zu schreiben. Am 30. Juni 2013 beendete sie ihren Job als Managerin, kurz zuvor hatte sie auch die Professur abgegeben: „Ich hatte erreicht, was ich erreichen wollte.“ Wer sie heute nach ihrem Beruf fragt, dem antwortet sie: „Schriftstellerin.“ Zum Zeitpunkt ihrer persönlichen Wende war klar: Gemeinsam mit ihrer Schwester hatte sie parallel zum Berufsleben diszipliniert gearbeitet, eine Veröffentlichung bei einem renommierten Verlag und der Zusage auf eine Zweitveröffentlichung erreicht.“ Seit ich mehr Zeit der Literatur gewidmet habe, habe ich so viele interessante Anregungen erfahren und spannende Menschen getroffen, auf die ich auf meinem alten Weg nie gestoßen wäre ...“ Ihre Mutter jedenfalls stehe voll und ganz hinter ihnen und sei „stolz auf uns“.

Manager – das war einfach

Was wohl die wichtigsten Punkte seien, die es ihr möglich gemachten hätten, quasi vom Start weg, einen literarischen Erfolg zu landen? Claudia Beinert ist fest überzeugt, daß sie das vier Punkten zu verdanken habe: Sie könne Sachen „emotional, aber auch ganz cool betriebswirtschaftlich betrachten. Außerdem habe ich bisher alles erreicht, was ich wollte. Wenn man sich rein hängt, kann man es schaffen.“ Besonders wichtig aber sei es, sich selbst regelmäßig zu motivieren: „Sich regelmäßig hinzusetzen und zu schreiben - daran scheitern viele, die vielleicht tolle Ideen haben; sich jeden Morgen mit einem weißen Blatt Papier auf dem Bildschirm konfrontiert zu sehen, kostet manchmal Überwindung. Aber das überwindet man schnell - und wenn dabei nur wenige brauchbare Sätze herauskommen.“ Und alles das sei immer noch wenig, ohne die nötige Kritikfähigkeit. „Von Leuten, die jahrelang erfolgreich auf dem Markt sind, lasse ich mir gerne sagen, was ich besser machen kann. Ich suche immer Punkte zur Weiterentwicklung. Der überwiegende Teil beim Schreiben umfaßt handwerkliche Fähigkeiten, die man stetig verbessern kann, anstatt von Anfang an zu sagen: Das ist mein persönlicher Stil, das bleibt so.“ So unbekümmert und arbeitslustig, wie Claudia Beinert zunächst Managerin und dann Professorin wurde, gelang ihr auch der Einstieg in die Schriftstellerei. Als ich sie frage, wie es

ihr mit der typisch deutschen Unterscheidung von anspruchsvoller und hoher Literatur gehe, fragt sie unbefangen: „Wie meinst du das?“ Der Unterschied sei ihr nie wichtig gewesen. „Ich mache einfach, was mich interessiert, egal, was für ein Label die Welt daran klebt. Wichtig ist, daß die Leute sagen: ‚Das ist interessant. Das möchte ich gerne lesen.‘ Ich glaube, beide Formen haben ihre Daseinsberechtigung, und die Unterschiede sind viel breiter gefächert, die Übergänge fließend. Nicht jeder will sich im Urlaub am Pool mit tiefgründiger Zeitkritik auseinandersetzen. Für alles ist Platz.“ Ihrem eigenen Werk will sie kein Label verpassen. Aber fürs Schreiben gibt sie alles; dafür recherchiert sie intensiv und muß sich „viel tiefgründiger und aussaugender als je zuvor mit den Inhalten befassen“, über die sie schreibt. „Nach acht oder neun Stunden des Schreibens bin ich regelmäßig ausgelaugt. Und zufrieden. Gefühle, Gedanken und Entwicklungen von Romanfiguren sind nicht so leicht zu erfassen. Warum ist ein Mensch so oder so, warum verhält er sich so und nicht anders? Dies in einen dramaturgisch sinnvollen Rahmen einzubetten, ist herausfordernder, als für eine Bank ein Rating zu entwickeln oder eine passende Finanzierungsform für ein Unternehmen zu finden.“ ¶

Mehr Informationen über Claudia Beinert und ihr Schreiben finden sich auf der Homepage: www.beinertschwestern.de

Und warum nach Würzburg?

Seit April 2013 wohnt Claudia Beinert in Würzburg. Der Umzug von Erfurt in die „Mainmetropole“, sagt sie, sei der Liebe zu verdanken, aber auch der Stadt. „Für uns stand beides zur Debatte: Er nach Erfurt oder ich nach Würzburg. Und weil ich die Veränderung und das Neue liebe, wurde es schließlich Würzburg. Aber nicht nur deshalb, fügt sie schmunzelnd hinzu. „Ich würde nie in eine Stadt gehen, die mich nicht kulturell, historisch und architektonisch inspiriert. Deshalb ist es mir auch leicht gefallen, meinen Wohnsitz nach Würzburg zu verlegen. Auch wenn ich noch regelmäßig bei meiner Schwester Nadja im Garten in Erfurt sitze und wir über neuen Ideen grübeln.“

Katharina Thalbach



Paul Maar

Eckhard Henscheid

Sibylle Lewitscharoff



Sängerkrieg

Genau besehen hat Katharina Thalbach einigen deutschen Literaturgrößen Ende Juni in der Villa Concordia in Bamberg die Schau gestohlen. Also, sie alias Jean Paul. Die Leiterin der Villa, Nora Gomringer (großes Bild), hatte Eckhard Henscheid, Sibylle Lewitscharoff, Paul Maar und die Schauspielerin zu einer Jean Paul Lesenacht eingeladen, sich selbst aber wohlweislich an dem Spektakel nicht beteiligt. Die Literaten sollten einen Satz aus Jean Pauls Werk, der sie besonders beeindruckt, zitieren und dann aus ihrem eigenen Werk lesen - und dazwischen sollte Jean Paul aus dem Off zu Wort kommen. Mit etwas Abstand betrachtet eine reichlich dünnsinnige Dramaturgie, die vor allem daran litt, daß keinem Vorleser wirklich genügend Raum

gegeben ward. So konnte man nur vage Eindrücke von einem Sängerkrieg mit nach Hause nehmen, in dem keiner gegen den großen Romancier wirklich eine Chance hatte. Henscheid will in puncto (bitterbösem) Wortwitz ansatzweise an Jean Paul heranreichen, ihm fehlt es jedoch an Menschlichkeit; Lewitscharoff sollte mit ihrer verquast wirkenden Dressur von Hans Blumenbergs (deutscher Philosoph) Löwen auf jeden Fall der Tierquälerei bezichtigt werden; allein Paul Maar schien Jean Paul zumindest seelenverwandt. Maar las aus seinem Jugendbuch „Kartoffelkäferzeiten“, in dem er offensichtlich ein Szenario aufbaut, mit dem er sich dem großen Vorbild - nur nicht hinsichtlich der Sprachkunst - durchaus würdig erweist. ¶ wdw

Kissinger Verlockungen

(K)eine schwierige Entscheidung:
Mozartfest oder Kissinger Sommer?

Von Renate Freyzeisen

Bei den Klassikfans aus Unterfranken ist es mittlerweile keine Frage mehr, welchem von beiden nahezu gleichzeitig stattfindenden Festivals der Vorzug zu geben ist. Trotz des prachtvollen Ambientes der heimischen Residenz zieht es viele Würzburger in die Saalestadt und in die Säle der bayerischen Regenten. Die Gründe für diese Wahl sind vielschichtig. Da ist zum ersten die hervorragende Akustik des lindenholzvertäfelten Max-Littmann-Saals, zum zweiten der freundliche Rundumservice mit guter Pausenbewirtung, interessanten Empfängen, dem meist erwünschten Kontakt zu den Künstlern, nicht zu vergessen das hervorragende Programmheft, zum dritten die vergleichsweise moderaten Preise, denn auch die „billigeren“ Plätze garantieren optimalen Hörge-
nuß, und natürlich die vielen bekannten „Namen“ der musikalischen Klassik-Szene. All diese Köpfe und Ausnahmetalente auf ihrem Instrument oder mit „goldenen Kehlen“ schleppt die Intendantin Dr. Kari Kahl-Wolfsjäger herbei. Im Verlauf von 28 Jahren hat sie sich ein Netzwerk an Beziehungen aufgebaut und kann auch Stars wie Cecilia Bartoli oder David Garrett in das Staatsbad locken. Die resolute Managerin aus Berlin, bekannt für ihre ausgefallenen Hut-Kreationen, hat aber auch ein gutes Händchen, was die Entdeckung von künftigen Stars anlangt. So lädt sie immer wieder die „Next Generation“ ein, etwa Jungtalente aus St. Petersburg, und sie kann stolz darauf sein, daß einst bei ihr Rolando Villazon sein Europadebüt gab oder daß David Garrett schon als Neunjähriger seine Zuhörer beim Kissinger Sommer ob seines wunderbaren Violinspiels in erstauntes Entzücken versetzte. Dieses Jahr stand der Kult-Geiger wieder im völlig ausverkauften Saal des Regentenbaus auf dem Podium, aber nicht wie einige Wochen zuvor auf dem Residenzplatz mit Cross-over oder poppigen

Nummern, sondern ganz ernsthaft mit Brahms' D-Dur-Konzert, ohne das technische Brimborium einer Light-Show oder Verstärker, ohne glamouröse Begleitung. Dennoch geriet der Abend zum Hype; vor allem jüngere weibliche Fans hatten sich chic aufgestylt, und daß ein Großteil des Publikums sich nicht so mit den Regularien des Konzertbetriebs auskennt, merkte man bei Beethovens „Schicksalssymphonie“ Nr. 5: Da wurde immer wieder in die Pausen hineingeklatscht, und manch einer „filmte“ alles mit dem Handy. Überhaupt schienen viele nur auf den Auftritt ihres Stars fixiert. Das hervorragende italienische Verdi-Orchester aus Mailand unter dem mit seltsamen Armbewegungen leitenden Texaner John Axelrod empfanden sie wohl eher als lästige Begleiterscheinung, wenn auch wegen des Dirigenten zumindest interessant. Doch als dann – endlich! – der Heißbegehrte vor das Orchester trat, wie üblich mit Jeans, grauer Jacke und offenen Stiefeln, die langen blonden Haare zu einem Dutt gebunden, da leuchteten die Handys und die Augen, begeistert wurde gejubelt, aber Garrett setzte sich erst einmal lässig hin, schien die Orchestereinleitung beseligt lächelnd in sich aufzunehmen und begann dann mit feinem, süßen Ton einschmeichelnd; da schmolzen die Herzen dahin, dann aber zeigte er Temperament in energischem, heftigen Zugriff, und als er schließlich in der Kadenz mit virtuosem Können brillierte, waren auch Skeptiker von ihm überzeugt, ließen sich zu langem Beifall, Getrappel und Bravorufen nach dem Ende hinreißen. Ein früherer Star ist der russische Cellist Misha Maisky – eine imposante Erscheinung mit seiner grauen Mähne und dem silbrig glänzenden Hemd. Er übertrumpfte die Wiener Akademie unter ihrem heftig rudernden Dirigenten Martin Haselböck durch die schwebende Tongebung und den spannenden Kontrast zwischen weichem und wild dahin jagendem Spiel in Schumanns Cellokonzert. Vorallem außerordentliche Tastenkünstler beehren den Kissinger Sommer. Einerseits kann die Intendantin da auf Teilnehmer und Gewinner des von ihr initiierten Kissinger Klavier-Olymps, auf junge Preisträger internationaler Wettbewerbe zurückgreifen, ein Reservoir, zu dem z.B. Igor Levit oder Martin Stadtfeld zählen, andererseits hat sich das Festival gerade im Bezug auf ausgezeichnete Pianisten einen hervorragenden Ruf aufgebaut. Kein Wunder, daß immer wieder Prominenz wie Hélène Grimaud oder der eigenwillige Grigory Sokolov anreist und dabei im Schlepptau treue Fans mitzieht. Daß die großen Orchester wie heuer die Wiener Symphoniker, das

Orchestre de Paris, die Tschechische Philharmonie oder das Symphonieorchester des Bayerischen Rundfunks mit renommierten Dirigenten kommen, liegt auch am herrlichen Saal mit seinen 1100 Plätzen. Was Stimmen anlangt, bleibt beim Kissinger Sommer kaum ein Wunsch offen. Heuer begann alles mit einem Glanzlicht, mit der Primadonna aus Rom, mit Cecilia Bartoli. Die sympathische Mezzosopranistin brachte, zusammen mit dem hervorragenden Ensemble „I Barocchisti“ nicht nur ihre atemberaubend schnellen, akrobatisch furiosen Läufe rauf und runter wie erwartet zur Geltung, sondern betörte in den Kompositionen von Agostino Steffani, dem von ihr wieder entdeckten Händel-„Vorfahren“, mit wunderbarer Gestaltung der weiten, schwebenden Linien. Mit vier Zugaben belohnte sie ihr jubelndes Publikum. Daß auch viel versprechender Sängernachwuchs in Kissingen eine Chance hat, bewies das geistliche Konzert mit der 23jährigen Anna Lucia Richter und dem vier Jahre älteren Valer Barna-Sabadus. Die attraktive Sopranistin aus Hamburg entzückte vor allem durch ihre freien, strahlenden Höhen und die locker dahinfliegenden Koloraturen in Vivaldis „Laudate pueri Dominum“, der Countertenor aus Rumänien überraschte mit in seinem Fach ganz ungewohnt weichen, runden Timbre in Vivaldis „Nisi Dominus“, und zusammen ergänzten sie sich wunderbar in Pergolesis „Stabat mater“. Daß Joseph Calleja oder Magdalena Kozena längst internationale Gesangsstars sind, wissen die Kenner und feierten sie mit viel Beifall. Daß aber der russische Tenor Dmitry Korchak mittlerweile auf dem Sprung in die Oberliga der Stimmen ist, hörten die Besucher bei einem reinen Mozart-Programm im Kurtheater. Mit seinem hellen Strahl-Tenor und viel Schmelz übertraf er als Don Ottavio oder Ferrando seinen „Kollegen“, den polnischen Baßbariton Daniel Kotlinsky, besonders gefördert von der Intendantin, bei weitem; denn dessen Stimme klang meist trocken und etwas angespannt, auch wenn er die berühmte „Register-Arie“ des Leporello recht ordentlich bewältigte. Dagegen konnte die bulgarische Sopranistin Alex Panda mit großer Bühnenpräsenz und makellos glänzender Stimme als Fiordiligi selbst in ihrer mit Schwierigkeiten gespickten Arie punkten. Natürlich war in diesem Jahr auch Wagner angesagt, und so machte sich auch Unterfrankens Wagner-Verband auf den Weg nach Kissingen, hauptsächlich um Ausschnitte aus dem „Lohengrin“ und dem „Fliegenden Holländer“ zu genießen. Das Budapest Philharmonic Orchestra überraschte dabei durch seine klanglich geschlossene, fein differenzierte Spielweise, besonders beim delikaten

Lohengrin-Vorspiel. Zwei erfahrene Bayreuth-Sänger traten an diesem Abend auf: Ricarda Merbeth, heroisch in Samt gewandet, begeisterte als Senta mit ihrem runden, großen, flexiblen Sopran und durch die einfühlsame Gestaltung als Elsa. Den eigentlichen Höhepunkt aber bot Klaus Florian Vogt: In München hatte der hünenhafte Tenor mit der blonden Lockenmähne noch kurz zuvor bei den Opernfestspielen wegen Indisposition abgesagt, aber in Kissingen konnte ihn das dankbare Publikum als beeindruckenden Lohengrin erleben, besonders fesselnd bei der „Grälerzählung“, die sich aus feinen Anfängen zu strahlendem Glanz steigerte, mit klarer, höhensicherer Stimme und bestens verständlich vorgetragen. Daß auf den Beifallssturm das überhaupt nicht passende „Lippen schweigen“ folgte, ist wohl eher als Zugeständnis an die Ungarn zu bewerten. Dieser wahrlich an Höhepunkten nicht arme Kissinger Sommer fand den krönenden Abschluß im letzten Konzert. Das Münchner Rundfunkorchester präsentierte sich klangschön und bestens aufgelegt; eigentlich aber waren die meisten wegen Diana Damrau gekommen. Aus ihrer Würzburger Zeit hat sie noch viele treue Anhänger, aber da sie mittlerweile zum Sopran-Weltstar aufgestiegen ist, reisten auch Fans von weit her an. Die blonde, charmante Sängerin begeisterte einmal mehr durch ihre rollengerechte und bühenwirksame Gestaltung beliebter Arien und Duette aus Opern von Mozart, Donizetti, Gounod oder Verdi. Es war reinstes Hörvergnügen: Die Strahlkraft ihrer glockenhellen, in den Höhen fein angesetzten Stimme betörte; auch bei dramatischen Betonungen klang nichts übersteigert, die Verzierungen liefen locker und scheinbar mühelos. Besonders mitreißend gelang ihr die Wahnsinnsarie der Lucia di Lammermoor, und die Gestaltung der Traviata, etwa in „E strano“, berührte. So ganz nach dem Geschmack der Sängerin schien aber auch das witzige, neckisch vorgetragene Duett zusammen mit Dmitry Korchak aus dem „Liebestrank“. Der Tenor hatte schon vorher als Nemorino mit dem dahinschmelzenden Ohrwurm „Una furtiva lacrima“ das Publikum für sich gewonnen, und auch der Ehemann von Diana Damrau, der französische Baßbariton Nicolas Testé gefiel bestens mit einer kraftvollen „Registerarie“ des Leporello und einer düster-schwarzen Arie des Banquo aus Verdis „Macbeth“. Den laut und lange bejubelten Abend beschloß das beschwingte Trinklied „Brindisi“ aus der Traviata. So sollte ein Festival sein – beschwingt, von hoher Qualität und so, daß die Besucher hinterher von einem außergewöhnlichen Ereignis schwärmen können. ¶

Erregende Höllenfahrt

Mozarts „Don Giovanni“ am Mainfranken Theater

Von Renate Frey Eisen / Foto: Falk von Trautenberg

Da fährt der „Bösewicht“, der Verführer, zur Hölle, gerichtet von seinen weiblichen Eroberungen – und doch bleibt er im Hintergrund präsent, als dunkle Gestalt, als eine Art Dracula, und heimlich begehrt; so endet die bejubelte Premiere von Mozarts „Don Giovanni“ im Mainfranken Theater Würzburg. Der belgische Regisseur Francois de Carpentries zeichnete in seiner sehr lebendigen Inszenierung den „Wüstling“ und Genußmenschen Don Juan, der sich Freiheit von allen Zwängen auf die Fahnen geschrieben hat und bewußt, rücksichtslos und mit Wonne gegen die Normen einer christlich geprägten Gesellschaft verstößt, als einen, der zwiespältige Gefühle hervorruft. Dabei aber weckt er die geheimen Sehnsüchte der Frauen und den Neid der Männer. Als Mensch, der seine Grenzen auslotet, geht er ohne Bedauern unter, weil er ohnehin nicht an ein „Danach“, an eine Zukunft, an ein Leben nach dem Tod glaubt. Und so bleibt das „lieto finale“, also der Schluß, in dem sich alle über seinen Absturz freuen, eigentlich nur gesellschaftliche Tünche; man geht zur Tagesordnung über, hat seinen Nervenkitzel gehabt, und Donna Anna, die angeblich unschuldig Verführte, tröstet ihren braven Verlobten Don Ottavio; sie will ihn noch nicht heiraten, lieber ein Jahr warten; mal sehen, ob dann der Eindruck des nächtlichen Abenteuers mit Don Giovanni schon verblaßt ist ...

Mit diesem Abend, der erotisch aufgeladenen, verbotenen Begegnung des Herzensbrechers mit der Schönen beginnt während der Ouvertüre die Opernhandlung – für den Zuschauer überdeutlich,

wenn auch mit der Musik wenig konform – : Don Giovanni stößt bei Donna Anna im Schutz der Nacht auf keinen Widerstand, im Gegenteil. Und während Andrea Sanguineti das Philharmonische Orchester zur Eile antreibt, was ein wenig die überhitzte Atmosphäre kennzeichnen soll, aber manches verwischt klingen läßt, erhält der Zuschauer Gewißheit: Da ist etwas gelaufen, und zwar einvernehmlich. Der Diener Leporello, der die Lebens- und Liebesgeschichten seines Herrn registriert und darüber Buch führt – deshalb auch der Bücherstapel vor der Bühne – zieht den Vorhang vor; er hat das Ganze ziemlich satt. Leider aber wendet sich nun das Blatt: Der Vater, der Komtur, erscheint als Hüter der Moral im Nachthemd, stellt den Draufgänger zur Rede, es kommt zum Kampf, und Don Giovanni erschießt den Alten. Ab da beginnen die Verwicklungen. Ausstatterin Karine van Hercke läßt alles in einem Raum spielen, der mit Zeitungen tapeziert ist, vielleicht ein Hinweis auf die Gesellschaft; das Kreuz im 1. Akt soll wohl deren christliche Prägung symbolisieren. Im 2. Akt, auf der Straße, als Giovanni sein Feinsliebchen ans Fenster locken will, senken sich die Fenster; alle Damen sind zu einem Stelldichein bereit. Aber Vorsicht: Niemand soll's merken, und so verschließen sich die Fenster wieder. Solche hintersinnig-ironischen Hinweise finden sich überall in der Inszenierung und haben in Mozarts genialer, hintergründiger Musik ihre Entsprechung. Da kommt vieles so scheinbar heiter daher, aber der Ernst, das Abgründige dahinter, die Doppelbödigkeit sind stets zu spüren. Das Orchester, diesmal recht gut aufgelegt, spielte mit Barockbögen. Das ergab ein transparenteres, leichteres Klangbild, was auch den Stimmen der Sänger entgegenkam. Und die gefielen durchwegs. Da ist das durchtriebene kleine Luder Zerline, das schon bei der Hochzeit nach anderen Männern Ausschau hält; ihr Masetto, Ji-Su Park, wirkt, auch wenn er noch so sehr mit dem Gewehr herumfuchelt, hilflos, und er sang ordentlich, mit nicht allzu großer Stimme. Der Vorzug von Anja Gutgesell als Bauernmädchen Zerline, die sich nach Besserem sehnt und deshalb, auch wenn sie sich nach außen hin ziert, eine leichte Beute von Don Giovanni wird, war einmal ihr heller, silbriger, in den Höhen sicher geführter Sopran und dann vor allem ihr quirliges Spiel und ihre Beweglichkeit. Im Kreis der weiß gewandeten, übertrieben aufgemachten Gefährtinnen, alle ebenso scharf auf Don Giovanni wie sie selbst, schien sie fast wie eine exotische Blume. Gerade die Chorpartien waren ein Genuß. Gegen Zerline aber hatte Donna Elvira, die Verflissene Don Giovanni, keine Chance;

Donna Elvira (Barbara Schöller) bleibt das Gebetsbuch



schon ihr strenges Äußeres, ihre dunkle Kleidung, rief in Don Giovanni keine Gefühle hervor. Dazu reißt sie noch mit Schrankkoffer und Brautkleid an, will den Untreuen für immer an sich binden. Das geht gründlich schief, und sie brennt vor Rach- und Eifersucht; lediglich am Schluß bleibt sie an seiner Seite, vielleicht nur, um sich an seinem Untergang zu weiden. Barbara Schöller gestaltete diese enttäuschte Geliebte mit viel stimmlichem Elan, gab ihr ab und zu auch bemitleidenswerte Züge und sang die eigentlich für sie ungewohnt hohe Partie mit Bravour; vor allem die zweite Arie gelang ihr bestens. Silke Evers als etwas undurchsichtig agierende Donna Anna – einerseits auf sinnlichen Genuß aus, andererseits Tochter in Trauer in aufreizender schwarzer Kleidung und wirr hochstehenden Haaren, war hier keineswegs unschuldiges Opfer männlicher Gewalt, sondern eine kühl berechnende Dame der höheren Gesellschaft. Dazu paßte ihr strahlender, heller Sopran, der vor allem in der Klage-Arie „Crudele...“ brillierte. Ihrem Verlobten Don Ottavio, Joshua Whitener, hätte man allerdings mehr lyrischen Schmelz in seiner berühmten Arie „Dalla sua pace“ gewünscht. Daß alle Frauen Don Giovanni verfallen sind, ist kein Wunder. Daniel Fiolka gab ihn schon äußerlich als verführerisch auftretenden,

gut gebauten, groß gewachsenen Mann von Welt, und er sang seine Partie mit voll tönender, lockerer, bestens sitzender Stimme; sein Ständchen unter dem Fenster von Elviras Zofe war ein Genuß an melodischer Finesse. Sein Pendant und Kontrast war sein Diener Leporello; warum er seinen Herrn nicht verläßt, sondern trotz aller Gefahren bei ihm bleibt, auch wenn der ihn oft schlecht behandelt, liegt vielleicht gerade in diesem Nervenkitzel begründet. Er schreibt alle Abenteuer Don Giovanni auf, sieht aus wie ein Student, mit Brille und etwas unbeholfen, und Johan F. Kirsten konnte mit seinem tiefen, kräftigen Baßbariton auch die buffesken Seiten seiner Rolle bestens zum Klingen bringen. Ein Höhepunkt war natürlich die berühmte Registerarie. Daß der Komtur (Marek M. Gasztecki) nach seiner Ermordung nicht als steinerner Klotz, sondern nur als Schatten auftauchte, später als Verkörperung des Todes an der Tafel saß, war ein guter Regieeinfall, ebenso wie die lebendige Bewegung aller Figuren auf der Bühne. Zu begrüßen war ebenso, daß sich am Ende, als Don Giovanni den Geist zum Essen einlädt, kein Höllenschlund auftut. Ihn richten die Frauen. Und der konventionelle Schluß zeigte: Man weinte dem notorischen Verführer keine Träne nach – oder doch? ... ¶

Die Augenlider des Mönchs

Ausstellung zur Kulturgeschichte des Tees
im Knaufmuseum in Iphofen

Von Renate Freyzeisen / Fotos: Josef Röhl

Bild links:
Meditierender Bodhisattva
China, Taiwan, um 2000, Keramik, Leinen.
SMV, Inv.-Nr. 10-334464.

Tee genießen oder Kaffee trinken – das verbinden manche mit einem gewissen kulturellen Gefälle, mit einem feinen Unterschied: Wer was auf sich hält, bevorzugt Tee. Dabei ist vielen nicht bewußt, daß in Deutschland unglaublich viel Tee konsumiert wird, über 9 Billionen Tassen pro Jahr, daß Tee in Asien seit langem zum Alltag gehört, auch für einfache Leute. Natürlich gibt es auch Teesorten, die sehr teuer sind, die sich nicht jeder leisten kann.

Einst aber, bei seiner Einführung etwa ab dem 5. Jahrhundert am chinesischen Kaiserhof, war Tee nur einer Oberschicht als Genußmittel geläufig. Bald aber verbreitete er sich, wahrscheinlich durch die Vermittlung buddhistischer Mönche, als anregendes Getränk, auch in der Unterschicht, bis hin nach Japan. Der Export über den Seeweg nach Westen, nach Europa, und über den Landweg nach Rußland machte ab dem 17. Jahrhundert weitere Völker mit dem damals noch teuren Tee vertraut. Daß England, als das „Teeland“ wohl jedem geläufig, erst im 19. Jahrhundert zu seinem „Nationalgetränk“ kam, über seine Kolonien in Indien, da über die Anbaugelände in Assam und – qualitativ noch besser – in Darjeeling, erstaunt. Für den wahren Teetrinker und Teekenner aber ist entscheidend die Geschmacksfrage, nämlich: Wie man den Tee einnimmt, mit oder ohne Zucker, mit oder ohne Milch, welche Sorten man bevorzugt, Grün- oder Schwarztee, fermentiert oder nicht und welche Arten der Zubereitung man schätzt, aufgebrüht, aus Pulver aufgeschäumt oder gar aus dem Teebeutel – für echte Teeliebhaber ein Graus und noch schlimmer: mit Zitrone!-, alles das scheint auf eine Vielfalt von Ursprüngen hinzuweisen. Dabei stammen alle Tees aus den Blättern der hübschen Pflanze *Camellia sinensis*. Und die gedeiht nur unter bestimmten klimatischen Bedingungen.

Den Fragen nach der Herkunft, der Verbreitung und dem Zubehör zum Teegenuß geht eine interessante Ausstellung im Iphöfer Knauf-Museum nach. Sie heißt „Tee-Wege“, zeigt die Kulturgeschichte des Tees auf an teilweise sehr kostbaren und seltenen Tee-Gerätschaften aus musealen Beständen, besonders an solchen aus dem Staatlichen Museum für Völkerkunde in München, an Bildern oder Einrichtungsgegenständen sowie an Werbemitteln. Der Besucher soll sich auch aktiv beteiligen, wenn er nicht nur schaut, sondern wenn er die verschiedenen Teesorten riechen, schmecken und natürlich die von einem Tee-Sommelier zubereiteten Tees auch kosten kann. Ein lesenswerter Katalog informiert über die Geschichte und die Besonderheiten des Teetrinkens. Die verwirrend vielen Varianten des Tees, ob Olong, Platten- oder Ziegeltee, Teekuchen, ob aus getrockneten, frischen jungen, fermentierten oder grünen Blättern, ob geräuchert oder pulverisiert, sind in kleinen Fächern in Tischvitrinen zu besichtigen; der spezielle Duft solcher Sorten überrascht. Wie aber der Tee überhaupt entdeckt wurde und wo, erschließt sich erst in der „historischen“ Abteilung im 1. Stock. Um diese Entdeckung des Tees ranken sich zwei Sagen: Die eine erzählt vom legendären

Kaiser Shennang, dem bei einer Rast ein paar Teeblätter in sein heißes Wasser fielen und der über die heilende Kraft und den guten Geschmack des Tees auf die Besonderheit dieses Getränks kam. Die andere Legende handelt von dem buddhistischen Mönch Boddhidarma, der, als er einzuschlafen drohte, seine Augenlider abschnitt und sie auf die Erde warf; daraus soll dann der Teestrauch gewachsen sein. Die belebende Wirkung des Tees aber war sicher wichtig für die meditierenden Mönche, um sie wach zu halten beim stundenlangen Gebet, und die Popularisierung des Tee-trinkens hing wohl auch mit der Verbreitung des Buddhismus in China zusammen. Tee wurde zuerst zudem als Medizin verwendet; er beflügelte bedeutende Dichter zu Lobeshymnen. Die richtige Zubereitung ist eine Wissenschaft für sich; dazu zählt die Wahl des richtigen Wassers und der zur Teesorte passenden Temperatur, ebenso aber auch die Verwendung des passenden Teegeschirrs und der bevorzugten Teesorte sowie die Zeit,

in der das Getränk ziehen muß. In der Tangzeit wurde in China Tee meist in kleinen flachen Schalen gereicht; die zarte hellgrüne Seladon-Glasur brachte die Farbe des Getränks besonders gut zur Geltung; Henkeltassen waren unbekannt. Heute sind solche Schalen begehrte Kostbarkeiten, nicht nur wegen ihrer harmonisch ausgewogenen schlichten Form. Die Teezubereitung unterliegt nicht nur geschmacklichen Gewohnheiten, sondern auch gewissen Traditionen. Drei Hauptarten gibt es. In Tibet, wo früher übrigens die größten Mengen Tee getrunken wurden, 40-50 Tassen pro Tag und Kopf, um den Feuchtigkeitsverlust des Körpers im trockenen Hochgebirgsklima auszugleichen, wird der Tee gekocht und mit Milch und Butter – auch Salz – angereichert, eine Maßnahme, die den Bewohnern des kargen Hochlandes wichtige Nährstoffe zuführte; leider hat diese Gewohnheit



Die Serviererin Okita, eine wegen ihrer Schönheit berühmte Attraktion im Teehaus Naniwa-ya in Edo. Kitagawa Utamaro (1753-1806). Farbholzschnitt, sog. Foliendruck mit Silber und anderen Metallen auf weißem Glimmergrund, ca. 1792/93. © Museum Angewandte Kunst, Frankfurt am Main

bei Exiltibetern oft eine Kehrseite: sie kann gesundheitliche Schäden hervorrufen. Meist benutzten die Tibeter zu Ziegeln gepreßten Tee, denn der ist besser zu transportieren. In speziellen Gefäßen, etwa einem länglichen Zylinder, wurde der Tee mit den anderen Zutaten gemischt, auch gestampft, vor dem Trinken abgeseiht und oft über einem Glutbecken in einer Kanne warm gehalten. Tibetische Teeschalen variierten je nach Reichtum: Porzellan konnten sich nur die Vermögenden leisten, auf einem metallenen Standfuß und mit einem Deckel versehen, beides reich verziert. Teure Teeschalen wurden zudem in einem besonderen Metallbehälter verwahrt. Ärmere Leute benötigten solches nicht: Ihre Teeschalen waren aus Holz. Die zweite Art der Teezubereitung kam wohl ursprünglich aus China und wird heute noch in Japan angewandt, vor allem bei der „klassischen“ Teezeremonie,

zu der allerdings wiederum ganz spezielle, vorgeschriebene Gerätschaften verwendet wurden und werden: Hierbei wird der pulverisierte Grüntee mit einem speziellen Teebesen im heißen Wasser aufgeschäumt. Die dritte Art der Teezubereitung ist in China populär, wo man sich in Teehäusern zum Austausch der Meinungen, zum Spielen, Singen oder auch stundenlang zum nur Dasitzen trifft; sie ist mittlerweile auch bei uns in einfacherer Form bekannt: Man gießt das kochende Wasser über die Teeblätter, läßt sie eine Weile ziehen; in China, wo diese Methode seit der Tang-Zeit praktiziert wird, wartet man, bis die Blätter nach unten gesunken sind, dann trinkt man oben ab und macht einen zweiten, manchmal einen dritten Aufguß. Bei uns im Westen entfernt man die Blätter und genießt den reinen Teesud. Tee war früher kostbares Handelsgut. Seit dem 17. Jahrhundert besteht die „Teestraße“ über Land in Asien, also ein Handelsweg zwischen Peking und St. Petersburg. Auf dieser Route wurde der Tee nach Rußland transportiert, der vor allem in Sichuan und Yunnan angebaut wurde; zusammen mit Glas-Exporten gelangte er ins Zarenreich. Vielleicht liegt es an diesem Zusammenhang, daß man heute noch in Rußland Tee aus Gläsern trinkt, stark gesüßt, auch mit Marmelade. Auch der Samowar, in dem das Teewasser warm gehalten wird, erinnert ein wenig an die tibetische Methode des Tee-Servierens. Als Tee-Platten oder in kostbaren großen Tee-Behältern aus Porzellan wurde der Tee nach Westen transportiert. Über weitere Handelswege gelangte der Tee nach Arabien, nach Marokko oder Ägypten. Wann der Tee nach Europa kam, ist nicht genau festzulegen. Mitte des 17. Jahrhunderts war das Getränk am Hof in Portugal bekannt, und die Holländer haben wohl schon in dieser Zeit aus ihrer ostindischen Kompanie in Batavia Tee eingeführt. Über die Niederlande gelangte die neue Trink-Mode nach Deutschland, da vor allem auch nach Ostfriesland, und nach Frankreich. Zuerst wurde Tee als Heilmittel verwendet, dann aber auch als Durstlöcher geschätzt, als „Ernchterer“ im Gegensatz zum Alkohol-Genuß. Teetrinken war Ende des 18. Jahrhunderts überall in Europa in Mode. In England wurde der Tagesablauf sogar danach eingeteilt mit breakfast- oder afternoon-tea; teatime ist heute noch eine feste Regel. Damen der besseren Kreise veranstalteten Tee-Zusammenkünfte, wo kleine Speisen oder Leckereien gereicht wurden. Für solche Zwecke gab es bald in reicheren Häusern oder Schlössern Teezimmer oder Teekabinette für anregende Gespräche. Teilweise hängte man im 19. Jahrhundert zur Dekoration Bilder an den

Wänden auf, welche die Herstellung von Tee, allerdings mit europäischen Augen, zeigten. Ein wunderbarer Teetisch für das kostbare Teegeschirr, mit Einlegearbeiten aus Elfenbein, wohl aus Breslau um 1740, ist erhalten; er konnte zusammengeklappt und vor den Kamin als Paravent gestellt werden. Zur gängigen Mode der Chinoiserien im 18. Jahrhundert zählte auch das Porzellan für den Tee. August der Starke förderte z. B. in seiner Meißener Manufaktur die Kunst, solche Kannchen, Tassen und Dosen, oft fein bemalt mit chinesischen Szenen, zu schaffen. Auch weißes Teegeschirr, etwa mit aufgesetzten Blüten, zählt zu solchen Raritäten. Daß im Park von Sanssouci ein chinesischer Pavillon mit einer vergoldeten Teegesellschaft heute noch bestaunt wird, rührt von diesem „Trend“ her. Weil Tee aber kostbar und teuer war, wurde auch viel geschmuggelt. Ein Zeugnis davon ist der hohle Spazierstock des gebürtigen Würzburger Arztes und bekannten Japan-Forschers Philipp Franz von Siebold; er brachte darin Tee-Samen aus Japan heraus. Daß der amerikanische Unabhängigkeitskrieg untrennbar verknüpft ist mit Tee, allerdings nicht flüssig als Trank, sondern in Kisten und Ballen verpackt als teures Exportgut, wird deutlich an dem auslösenden Ereignis der „Boston Tea Party“ 1773. Die Aufrührer, die sich gegen die englische Oberherrschaft und hier besonders gegen die überhöhte Teesteuer auflehnten, warfen in einem symbolischen Akt die Exportkisten aus drei Teeschonern ins Hafenbecken und vernichteten so mit Seewasser den Tee aus London. Als die Briten daraufhin das Feuer eröffneten, begann der amerikanische Unabhängigkeitskrieg. Daß altes chinesisches Teegeschirr aus Porzellan und die von der Chinamode des 18. Jahrhunderts inspirierten Meißener Kostbarkeiten wegen ihres Wertes heute meist nur noch Museen zieren, nicht aber gebraucht werden sollten, ist jedem Besucher der Ausstellung klar. Dagegen erfreuen Werbe-Plakate und Werbe-Schilder für Tee schon wegen ihrer graphischen Wirkung auch heute noch Privatleute, sind manchmal stolz auf ihre „historischen“ Teedosen, oft mit sehr dekorativen Jugendstil-Motiven, und manche Besucher könnten dadurch angeregt werden, selbst nach solch hübschen Raritäten Ausschau zu halten. Wer sich aber nach dem Ausstellungsrundgang, vielleicht auch durch die Tee-Gedichte Heinrich Heines beschwingt, noch eine Tasse Tee gönnt – angeboten werden z. B. Olong, weißer und grüner Tee –, wird umfangreich bereichert und informiert das Knauf-Museum verlassen. ¶



Lichtblick II

Darauf muß man trotzdem erst einmal kommen. Zwar ist immer damit zu rechnen, daß Würzburg mit Großartigem aufwartet, welches mühelos den Vergleich mit Weltkunst standhält, aber das jüngste Beispiel überrascht auch uns: Es handelt sich um die durch die Dachkonstruktion bedingte Raumwirkung mit Konzentration nach oben der Frankenhalle an der Veitshöchheimer Straße (linkes Bild) und die Kuppel des Pantheons inmitten Roms (rechtes Bild). Die Entdeckung dieser jüngsten Ähnlichkeit darf unserem Stadtheimatpfleger Hans

Steidle zugeschrieben werden. So las man kürzlich in der örtlichen Tageszeitung, anlässlich einer viertägigen Aktion der neuen Initiative „Rettet die Frankenhalle“.

Da wie so oft nur nicht alle Würzburger die Frankenhalle selbst in Augenschein nehmen konnten und das Pantheon etwas mühsamer zu erreichen ist, bieten wir hier unseren Lesern die Möglichkeit selbst zu vergleichen.

Text/Fotos: Achim Schollenberger

Which architecture is changing the world?

Vom Ende des Architekturtreffs.
Ein Nachruf.

Von Berthold Kremmler
Foto: Schollenberger



Vom Ende des Architekturtreffs. Ein Nachruf.

Von Berthold Kremmler

Mit einem kleinen Leichenbegräbnis wurde jetzt verabschiedet, was vor ca. 10 Jahren so optimistisch begonnen hatte: ein Treffpunkt der Architekten, der dazu dienen sollte, das eigene Selbstverständnis und das Gespräch mit interessierten Bürgern in Schwung zu bringen. Ein junger Mittrauernder hatte den Titelspruch auf seinem T-Shirt und erinnerte damit daran, mit welchen Fragen sich die Architekten seit dem Pariser Manifest (Le Corbusier etc.) vor ca. 100 Jahren herumgeschlagen haben. Ist noch was davon übrig? Der Ort des Treffpunkts war damals günstig gewählt, man könnte fast vermuten, mit Hintersinn, wüßte man nicht, daß auch das Gros der Architekten in Würzburg nicht die Speerspitze des Umsturzes darstellen. Denn dieser schöne, helle Ort befindet sich sozusagen im Rücken des Doms, mithin der allgewaltigen Kirche, im Windschatten einer Bank sicher ähnlich Gewinn versprechend wie die „Banco di Santo Spirito“. Was damals mit viel Enthusiasmus begann, war lange Zeit ein kühl-charmantem Zentrum aufgeweckten neugierigen Experimentierens und ist jetzt den Weg so vieler Initiativen gegangen, ganz wie es Kafka in seiner Version der Parabel vom gefesselten Prometheus andeutete, aus der Heftigkeit des Anfangs wird die Müdigkeit der Spätzeit. Und das heißt hier, daß die Finanzen als immer drückender empfunden wurden – auch eine kirchliche Bank ist kein Almosenspendler –, daß die Ausstellungsprojekte von weniger Leidenschaft getragen wurden und daß die Jugend wohl nicht mit Herzblut vertrat, was die Väter mit so vielem ins Leben gerufen hatten. Und doch: Wo hätte man so viel planerische Vernunft, so viel Bewußtsein öffentlicher Verantwortung und abweichender, überschießender Phantasie erwarten können als gerade hier, bei den Architekten? Dabei saßen ihnen geradezu zwei mächtige Greifvögel im Nacken: hier die Kirche, da die Verwaltung der Stadt. Zum ändern hätte es der Stadtverwaltung nicht geschadet, wenn es weiterhin ein selbständiges Korrektiv in Form eines Diskussionsforums über architektonische Entwicklungen den jungen Architekten zu Auseinandersetzungen zur Verfügung gestanden hätte. Man beruft sich gern auf die „Kommission fürs Stadtbild“ (KOSA), vergißt

aber zu sagen, wie diese Kommission zusammengestellt wurde und wer sich zu ihrem obersten Leiter promoviert hat: der Oberbürgermeister. Ein Geburtsfehler. Nur leider beobachten das zu wenige Bürger, die schnell frustriert sein dürften, weil sie nicht das Wort ergreifen können und sich noch nicht einmal lautstark darüber amüsieren dürfen, wenn die Kommissionsmitglieder – wie in der allerersten Sitzung geschehen – nach einer halben Stunde Diskussion erst merken, daß sie gar nicht wissen, was ihnen an die Wand projiziert worden ist. Im Zweifelsfall stehen die Entscheidungen unter Zeitdruck, und man einigt sich auf unsere Lieblingsformel „basst scho“ (= paßt schon), was bei der Erweiterung des CCW vor Weihnachten die Form hatte „ich kann damit leben“, – geäußert, wenn ich das recht wahrgenommen habe, ausschließlich von den Nicht-Fachleuten der Kommission. Es pressiert ja schließlich...

Was wären das für Sujets gewesen für den unabhängigen Architekturtreff!? Und es gab ja wahrhaftig geradezu Sternstunden wie etwa jene, in denen die Schwabacher Stadtteilmanagerin erzählt hat, wie sie die Möblierung und Nutzung ihrer Innenstadt vorangetrieben hat, oder wenn neue Bauprojekte präsentiert wurden, oder wenn die hiesigen Architekten vorgeführt haben, wie frei ihre Phantasie schweift, wenn sie ihre Skizzenbücher von Reisen dieser kleinen Öffentlichkeit zeigen. Und ganz besonders der erste Auftritt der ehemaligen Münchener Stadtbaurätin, Christiane Thalgot. Sie hat doch tatsächlich gemeint, ein guter Stadtbaurat habe immer einen Plan B in der Schublade, wenn ihm der Plan A aus der Hand geschlagen wurde...

Jetzt also entschwindet der feste Ort ins Nirwana der guten Ideen, man klammert sich an die vage Hoffnung, man könne sich mal diesen, mal jenen Ort zu Ausstellungszwecken anlachen, und hofft auf Angebote wie jenes des OB, künftig doch seinen Wenzelsaal zu nutzen. Aber wo soll künftig die Verbindlichkeit herkommen? Woher der Impuls, wenn der „genius loci“ (von Prof. Kummer in seiner Kunstgeschichte der Stadt Würzburg so prachtvoll instrumentiert und mit der Rolle der Kirche fundiert), schon nicht gereicht hat, eine verpflichtende Kontinuität zu erzeugen?

Bleibt der lebhaft Dank für diese in Bayern einmalige (!) Institution, getragen von der bayerischen Architektenkammer und einiger ihrer leuchtenden Köpfe, verbunden mit der intensiven Hoffnung, daß diese Unkenrufe sich als unnötiger Pessimismus erweisen. ¶

Häuser und anderes

Ein kleines Gemeindehaus. Gedanken zur
Architektur
Teil 18

Von Ulrich Karl Pfannschmidt

Das alte Gemeindehaus Foto: Christian Schwab



Manches ändert sich in aller Stille. Auf einmal ist es da, und wenn man nicht mit der Nase darauf gestoßen würde, bemerkte man es nicht. Solches ist gerade an der St. Johanniskirche in Würzburg geschehen. Sie ist wegen ihrer künstlerischen und historischen Bedeutung ein Denkmal. Der Vorgängerbau, nach dem Entwurf des Nürnberger Architekten Hermann Steinsdorf erbaut und 1895 als Pfarr- und Garnisonskirche eingeweiht, wurde am 16. März 1945 bis auf Reste des Turmes zerstört. In den 50er Jahren veranstaltete die Gemeinde einen

Architektenwettbewerb für den Wiederaufbau der Kirche auf altem Grundriß. Der Stumpf des Turmes sollte verwendet werden. Der Kirchenvorstand übergab den ersten Preisträger und beauftragte den Architekten Reinhard Riemerschmid aus München mit der Planung. Am 29.7.1956 wurde der Grundstein gelegt. Rechtzeitig zu Weihnachten 1957 war die neue Kirche fertig. Zwei hohe, spitze Türme, deren Helme mit Eternitschindeln bekleidet sind, nehmen den Turmstumpf in ihre Mitte. Dahinter erhebt sich das neue Schiff, das aus wechselnden Schichten von Sandstein mit gelben

Das neue Gemeindehaus Foto: Ulrich K. Pfannschmidt



Klinkern zeigt. Das Rot und Grau der Steinquader aus der Ruine des Vorgängerbaus zusammen mit den Klinkern erzeugt ein lebhaftes Farbspiel. Riemerschmid ist ein Bau gelungen, der Neues und Altes zu einer geschlossenen Einheit verschmolzen hat. Die Erinnerung an die Geschichte der Kirche ist ablesbar und doch ist sie unverkennbar in der Zeit nach dem Krieg. Damit besetzt sie einen besonderen Platz in der Diskussion der Erbauungszeit, die ja wesentlich um die Frage kreiste, ob Wiederaufbau oder Neubau der zerstörten Orte und Städte richtiger sei. Heute ist die unverwechselbare Silhouette der Kirche weit hin über die Stadt

sichtbar und ein wichtiges Merkzeichen im Stadtbild geworden. Ihr Rang als Bauwerk geht weit über Würzburg hinaus. St. Johannes gilt als einer der bedeutendsten Kirchenbauten der Nachkriegszeit in Bayern. Der Bau mit dem erhaltenen und integrierten Turm steht neben so großartigen Kirchen wie St. Rochus in Düsseldorf, 1955 von Paul Schneider-Esleben errichtet, oder der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche in Berlin, 1959 - 1963 von Egon Eiermann errichtet.

Alles, was sich im Umkreis eines Denkmals tut, hat den nötigen Respekt zu wahren. Das gilt für die Gestaltung des Umfeldes, besonders natürlich für

neue Gebäude. Wie man solche Veränderungen mit dem nötigen Anstand, dem gebotenen Feingefühl und der Offenheit gegenüber neuen Bedürfnissen vornehmen kann, zeigt beispielhaft der Neubau des Gemeindehauses für St. Johannes. Am nördlichen Rand des Kirchvorplatzes stand ein Gebäude -, das zum Platz zwei Geschosse aufwies und zur tiefer liegenden Hofstallstrasse drei. Der Zugang lag verborgen hinter Tor und Mauer zwischen Kirche und Gemeindhaus. Selbst kein Denkmal, aber ein gutes Stück Architektur, fügte es sich reibungslos in die Nachbarschaft zur Kirche. Im obersten Geschoss lag die Wohnung des Pfarrers, darunter

Gemeinderäume und schließlich Keller. Weil die Feuchtigkeitsisolierung schon vor langer Zeit versagt hatte und das Mauerwerk im Keller so geschädigt war, daß es nicht mehr saniert werden konnte, mußte das Haus ersetzt werden. Nässe in den Obergeschossen als Folge einer falschen Innendämmung taten das ihre.

Der Neubau sollte auch dem veränderten Bedarf der Gemeinde entsprechen. Die Jugendarbeit war schon länger entsprechend der Arbeitsteilung unter den Pfarreien mehr und mehr durch die Sorge um die Senioren ersetzt worden. Für den Bachchor sollte ein Übungsraum geschaffen werden, was ein ruhiges Wohnen über den Gemeindräumen nicht erlaubt hätte. Es bot sich an, die Wohnung zu verlegen. Der Neubau erhebt sich etwa auf der gleichen Grundfläche wie sein Vorgänger, ein Quadrat von 12 auf 12 Metern, allerdings um ein Geschoss niedriger. Er zeigt weitere wichtige Änderungen. Das Gebäude hat zwei direkte, leicht zu findende Zugänge bekommen. Das Untergeschoß mit Büros und Sprechzimmern ist von der Hofstallstraße aus über eine gedeckte, in das Gebäude geschnittene Nische zu betreten, die Behinderten keine Barrieren entgegenseht. Die Tür ins Obergeschoß vom Vorplatz der Kirche aus versteckt sich nicht mehr hinter einer Mauer, sondern ist frei sichtbar und ohne Schwellenangst zu finden. Neben ihr wendet sich ein großer, teilbarer Saal direkt zum Kirchenvorplatz, dessen weite Fensterfront sich öffnen läßt, sodaß aus Vorplatz und Saal eine räumliche Einheit entsteht. Sie bietet den Besuchern ein Willkommen und freundlichen Empfang. Die funktionale Ordnung des Gebäudes ist an Fenstern und Öffnungen abzulesen. Der Klarheit im Innern des Hauses entspricht die Wahl der Materialien. Die Fassaden sind mit graugelben Klinkern verkleidet, die dem Farbspiel der Kirche so nahe kommen wie möglich. Die Muschelkalkplatten mit feinem, gelben Schleier über dem Grau auf dem Vorplatz korrespondieren farblich mit den Kalksteinbekleidungen der Betonpfeiler der Türme und ihrer Eternithelme. Im Ergebnis entsteht eine spürbare Harmonie zwischen dem schon mehr als ein halbes Jahrhundert alten Entwurf der Kirche und dem Neubau. Trotzdem wird der genaue Betrachter die Anzeichen unserer Zeit erkennen können. Die Architekten Georg Redelbach und Matthias Grob haben ein menschenfreundliches, sehr schönes Haus geschaffen. Es nimmt der Kirche nichts von ihrer Würde und steht bescheiden, aber durchaus selbstbewußt neben ihr. Mehr kann man nicht erreichen. ¶

✂ Short Cuts & Kulturnotizen ✍



In der **BBK-Werkstattgalerie** demonstrieren die Fotografien des „**Kameramalers**“ **Holger Petersen** den besonderen Blick für spontane Ausdrucksformen an Würzburgs Häuserwänden. Vielen dieser Graffiti wie Kopffüßler und Comicbilder, Krakeluren, Zahlen, Buchstaben und Spontisprüchen wird man weniger ein gestalterisches Moment oder inhaltliche Bedeutung zugestehen. In der Komposition mit Geschäftsauslagen für Heim und Garten oder Müllkästen bekommt manche Spraydosen-Kreation einem witzigen Sinn: Da entflucht z. B. ein bunter Vogel flatternd seinem Käfig – einem eisernen Gestell für Blumenampeln – und zieht den Spruch „more freedom“ hinter sich her. Sehen muß man das halt.

[sum]

Die ZF Friedrichshafen AG in Schweinfurt, Ernst-Sachs-Str. 62, stellt in ihren Verwaltungsgebäuden seit 13 Jahren Werke zeitgenössischer Künstler und Künstlerinnen aus. Zur Zeit sind unter dem Titel „Central Park, Cote d'Azur, Rom und andere Lagepläne“ 27 Gemälde von **Elvira Lantenhammer** zu sehen. Die Einführung am 18. Juli hielt die Kunsthistorikerin Liane Thau M.A. Die Künstlerin lebt und arbeitet auf Schloß Homburg am Main, wo sie seit Jahren die **Sommerakademie Schloß Homburg** leitet. So auch dieses Jahr. Vom 17.8. bis 1.9. bieten Lantenhammer selbst, Gabriele Juvan, Lisa Kuttner und Bettina Schmitz, Vernita Nemeč und David Rodgers Kurse an.

[sum]

Künstlerische Sommerferienworkshops gibt es auch für Kinder ab 8 Jahren, vom 6.8. bis zum 8.8. von jeweils 10 bis 15 Uhr, organisiert von den drei großen Würzburger Museen, dem **Museum am Dom**, dem **Museum im Kulturspeicher** und dem **Mainfränkische Museum**. Man kann Goldblechamulette oder Sonnenscheiben aus Ton machen, ein eigenes Kunstwerk von der Entwurfskizze bis zur fertigen Arbeit kreieren oder sich ganz grundsätzlich mit Leinwand, Holz, Goldstaub und vielem mehr beschäftigen. Eine kleine Ausstellung, bei der alle Ergebnisse präsentiert werden, findet am Freitag, den 9. August um 15 Uhr für Eltern und interessierte Gäste im Museum am Dom statt.

[sum]

Anmeldeschluß war leider schon am 26.7.2013. Aber vielleicht macht *Anja Klinger*, Museum im Kulturspeicher, Tel. 0931 3222519, anja.klinger@stadt.wuerzburg.de eine Ausnahme.



Ich fühl' mich wohl.



Wäsche & Mode hautnah!

Schmalzmarkt 5 · Würzburg
Tel. 0931-5 23 04

Wir führen BHs in den Größen
65 - 110, Cup A - I



Wann ist ein Geldinstitut
gut für Mainfranken?

Wenn sein Engagement für
die Kultur so vielfältig ist,
wie die Region selbst.



Die Sparkasse Mainfranken Würzburg fördert Kunst und Kultur in unserer Region – und macht sie für viele Menschen zugänglich. Kunst und Kultur setzen schöpferische Kräfte frei, öffnen Geist und Sinne für Überliefertes und Ungewöhnliches. Das ist gut für den Einzelnen und gut für die Gesellschaft. www.gut-fuer-mainfranken.de